



(Nachdruck verboten.)

Um eine Fürſtenkrone.

14) Roman von Reinhold Dittmann.

„Sage mir, daſ Du mich noch liebiſt!“ ſtieß er tonlos und mühsam wie aus zuſammengepreßter Kehle hervor. „Laß mich heute Abend nicht ſo von Dir gehen — nur heute Abend nicht, Rafaella!“

„Wie aufgeregt Du biſt, Adelhard! Vielleicht ſind es die Weine des Herrn von Werkenthin, welche die Schuld daran tragen. Morgen wirſt Du meine Aeußerungen ruhiger anſehen. Warum ſollte ich jezt eine Komödie aufführen, nur um Dich zu beruhigen?“

„Er ließ ihre Hände los und zog ſich zurück. „Eine Komödie!“ murmelte er. „Alſo es war wirklich Dein Ernst! Du liebiſt mich nicht mehr — oder Du haſt vielleicht von allem Anbeginn nur Dein Spiel mit mir getrieben — wie — wie mit jenem Anderen.“

„Mit wem?“ fuhr ſie heftig auf. „Iſt es Paul Wiſmar, von dem Du ſprichſt?“

„Ich kenne ja nur ihn, aber es war möglicherweise nicht einmal der einzige, den Du zu Grunde gerichtet haſt.“

„Genug! Ich habe nicht Luſt, mich von Dir beſchimpfen zu laſſen! Du magſt mir dieſe Beleidigung abbitten, wenn — wenn Du Deinen Rauch verſchlafen haſt. Gute Nacht!“

Graf Adelhard Hohenſtein hörte das Kniftern eines Kleides und das Zuſchlagen einer Thür. Er hatte keine Bewegung gemacht, um die Fortgehende zu halten.

Neuntes Kapitel.

Ein ſonniger Morgen war auf den ſtürmiſchen Regentag gefolgt. Der Wind ging noch friſch, aber hatte ſich nach Oſten gedreht und machte die Luſt rein und klar, daſ alles Entfernte näher gerückt ſchien, und ſich jede einzelne Baumkuppe und jeder Kirchturm am Horizont in ſcharfen Umriſſen gegen den tiefblauen Himmel abzeichnete.

Der Kutfcher des Grafen Hohenſtein hatte nach einem Befehl, der ihm in der Nacht zugegangen war, den Wagen um ſieben Uhr bereit gehalten, und wenige Minuten nach ſieben war Adelhard in Gut und Ueberrod auf die Rampe hinausgetreten. Er hatte das Frühſtück, welches ihm der Kammerdiener brachte, nicht angerührt, und nur ein Glas Wein verlangt, daſ er auf einen einzigen Zug leerte, obwohl er jonſt vor dem Mittaggeſſen nie einen Tropfen über die Lippen brachte.

Die Dienſtboten fanden, daſ er ſehr ſchlecht ausſahe und tauſchelten einander allerlei Vermuthungen über die Bedeutung dieſer frühen Ausfahrt, deren Ziel wohl Niemand kannte, in die Ohren.

„Nach dem Schwentſchker Vorwerk!“ befahl der Graf, indem er den Wagen beſtieg. „Halten Sie an der Fichtſchönung vor der Meierei!“

Der Kutfcher legte die Hand an die Gutkrümpe, der Diener, deſſen Mitfahrt ausdrücklic befohlen worden war, ſchwang ſich auf den Boß, und mit fröhlichem Wiehern traben die Roſſe in den herrlichen Morgen hinein.

„Da drüben von Darkehmen herüber kommen auch noch zwei Wagen.“ Flüſterte der Kutfcher dem Bedienten zu, als ſie ſich nach halbtrübiger Fahrt dem Vorwerk näherten. „Sie biegen jedenfalls nach der Meierei ein, und jezt erkenne ich auch ganz deutlich Werkenthins ſtrohgelbe Livree. Weiß der Teufel, waſ ſie alle da wollen. Zu jagen giebt es hier doch höchſtens Mäufe und Maulwürfe.“

Der Andere wußte über dieſe ſchwierige Frage natürlich ebenfalls keine Auskunft zu geben. Daſ aber die beiden entgegenkommenden Wagen in der That daſ nämliche Ziel hatten, konnte nicht länger zweifelhaft ſein, als auch der Kutfcher des

Herrn v. Werkenthin an der Fichtſchönung die Pferde parirte. Aus ſeinem Landauer ſtiegen drei Herren, während daſ leichtes Jagdwägelchen, welches ihm folgte, nur zwei Inſaſſen gehabt hatte. Graf Adelhard ſchüttelte einigen von ihnen die Hände, während er die Uebrigen nur durch ein höfliches Lüſten des Hutes begrüßte. Dann ging die ganze Geſellſchaft, in zwei Gruppen getheilt, tiefer in daſ Gehölz hinein und ſchon nach wenigen Augenblicken war der Klang ihrer ohnedies vorſichtig gedämpften Stimmen für die aufmerkſam geſpitzten Ohren der zurückbleibenden Dienerschaft vollſtändig verhallt.

„Weißt Du, waſ daſ bedeuten ſoll?“ rief einer der Werkenthinſchen Hoſenlenker zu dem Kutfcher des Grafen hinüber. „Der Kufuf ſoll mich holen, wenn daſ nicht eine ernſthafte Geſchichte iſt! Der Doktor von Dorf Darkehmen iſt auch dabei, und Jean ſagt, daſ der Kaſten, den ich im Wagen gehabt habe, der Piſtolenkaſten unſeres gnädigen Herrn iſt. Wozu in aller Welt brauchen ſie den Doktor und die Piſtolen?“

„Vielleicht wollen ſie nach der Scheibe ſchießen,“ meint ein Anderer, der gerne den Bißbold machte, „und ſie haben den Doktor mitgenommen, damit er die Löcher vernagt, die ſie in die Natur hineinfallen. Ober daſ iſt eine neumobiſche Art von Kaninchenjagd mit nem Verbandskaſten.“

Man lachte nicht recht über dieſe ausgezeichneten Späße, denn obwohl Keiner es eingelaſt, war doch Jedem ein wenig ängſtlich ums Herz bei der Angelegenheit, und als nach einer kleinen Pauſe der Hohenſteinſche Kutfcher ziemlich bekommen ſagte: „Am Ende iſt es gar ein Duell, und wir kriegen nicht Alle, die da hineingegangen ſind, lebendig wieder zu Geſichte,“ da ſchnieg Alles ſtill und wünſchte inſgeheim, daſ die Sache erſt vorüber ſein möchte.

Drinnen in dem Gehölz regte ſich nichts. Sie mußten tief hineingegangen ſein da man ſo gar keinen Laut von ihnen vernahm. Nur ein Volk von Krähen, daſ mit zornigem Geſchrei über die Baumwipfel hinſtrich, ließ vermuthen, daſ es durch etwas Ungewohntes und Furchterregendes aus ſeinem Schlupfwinkel aufgeschreckt worden ſei.

Da fiel ein Schuß und faſt unmittelbar darauf ein zweiter. Die Leute bei den Wagen ſahen einander an und es war Keiner unter ihnen, der ſich nicht verſärbt hätte. In athemloſer Spannung lauſchte Alles, ob noch ein weiterer Knall folgen würde. Aber man wartete vergebens.

„Es iſt vorbei!“ ſagte einer halbblau. „Offen wir, daſ es nichts an's Leben gegangen iſt. Aber da kommt waſ heran. Iſt daſ nicht, als ob ein gehetzter Rehboß durch's Unterholz bricht?“

Doch es war kein Wild, ſondern ein Menſch — ein todtblaffer, eifriger Menſch, der ſich durch Geſtrüpp und Strauchwerk einen Weg gebahnt hatte, wie er ihm wohl der kürzeſte zu dem Standplatz der Wagen erſchienen war. Schon von Weitem winkte er mit der Hand und rief etwas. Aber die Leute verſtanden ihn nicht, und einer der Diener, der in dem Athemloſen Herrn von Werkenthin erkannt hatte, ließ ihm entgegen:

„Es muß eine Tragbahre geholt werden aus der Meierei — eine Leiter mit einem Strohdack darauf oder ſo etwas Nehulliches! Aber ſchnell!“

Natürlich wußte Einer dem Anderen zuvorzukommen bei dem wilden Wettlauf nach der Meierei. Herr v. Werkenthin blieb an einen Baum gelehnt ſtehen und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Scheu blickte der Kutfcher, der zur Beaufſichtigung der drei Gefährte zurückgeblieben war, nach ihm hinüber.

„Wie viel Zeit braucht man, Chriſtoph, um im Schritt von hier biſ zum Herrenhauſe von Gerdaun zu fahren?“ fragte der Gutsherr. „Es kann wohl beinahe eine Stunde hingehen — nicht wahr?“

„D ja, gnädiger Herr — daſ mag's wohl koſten! Aber

der, für den die Tragbahre sein soll, ist doch nicht etwa

Wertenthin gab ihm keine Antwort. Schon tauchten die Geitalen der mit einer wirklichen Bahre Zurückkehrenden wieder hinter den Meiereigebäuden auf, und der Gutsbesitzer winkte sie zu sich heran, um ihnen den Weg zu zeigen. Eine gute Strecke weit ging es auf unbequemem Wege zwischen den Bäumen dahin. Dann sahen sie die kleine Waldblocke vor sich liegen, die offenbar soeben der Schauplatz eines tiefen Ereignisses geworden war. In einer Seite des freien Platzes standen die vorhin bei der Meierei zusammengetroffenen Herren in einer Gruppe beieinander. Nur zwei von ihnen schienen zu fehlen: der blujunge jennelblonde Lieutenant von Nahstedt, der sich in der That auf einem anderen Wege entfernt haben mußte, und der Besitzer von Gerdaun, Graf Adelhard Hohenstein, den die Leute nicht auf den ersten Blick hatten wahrnehmen können, weil er inmitten der Gruppe auf dem sabgrünen Waldboden lag, halb verdeckt von der Gestalt des Arztes, der sich über ihn gebeugt hatte und damit beschäftigt war, das aus einer Brustwunde hervorquellende Blut zu stillen.

Man wich zur Seite, als die Tragbahre ankam. „Wo Sie glauben nicht, Doktor, daß man ihn in seinem Wagen nach Schloß Gerdaun bringen kann?“ fragte Herr von Wertenthin. „In diesem Falle haben wir kein anderes Mßl für ihn in der Nähe, als die Meierei, und ich fürchte, man wird dort sehr schlecht vorbereitet sein für die Aufnahme und die Verpflegung eines Schwerverletzten.“

Der Doktor machte eine vielbeutige Bewegung mit den Schultern. „Deinen dürfte es auch kaum bedürfen,“ gab er halblaut zurück. „Von einer Wagenfahrt aber — und wäre sie auch noch so kurz — kann nicht die Rede sein; denn wir dürfen jedenfalls nicht mit vollem Bewußtsein etwas thun, was das Ende beschleunigen müßte.“

„Auch die Rücksicht auf den Zustand der Gräfin verbietet einen Transport nach Gerdaun,“ mischte sich ein Anderer ein. „Es könnte ihr Leben in die höchste Gefahr bringen, wenn sie ihren Gatten so heimkehren sähe. Einer von uns wird sich wohl der traurigen Aufgabe unterziehen müssen, die arme Frau schonend auf das Entzückliche vorzubereiten.“

„Ich bin wohl der Nächste dazu, dies traurige Amt zu übernehmen,“ erklärte Herr v. Wertenthin. „Aber ist denn wirklich gar keine Hoffnung mehr, Herr Doktor?“

„Nach menschlicher Voraussicht — keine! Ich fürchte, der Graf wird seinen Geist aufgeben, ohne überhaupt noch einmal zum Bewußtsein zu gelangen. Es kann möglicherweise schon innerhalb weniger Minuten geschehen; aber es können ebensovohl auch noch vierundzwanzig Stunden darüber hingehen. Das Herz ist jedenfalls verlegt, doch ich bin nicht im Stande, die Ausdehnung der angerichteten Zerstörung zu ermitteln, da ich nicht sondiren und auch nicht versuchen kann, den Verbleib der Kugel festzustellen. In den meisten Fällen allerdings führt eine solche Verwundung sehr rasch zum Tode.“

Ernst blickten die Männer darenin, und es wurde nichts weiter zwischen ihnen gesprochen, während man den besinnungslosen Grafen vorsichtig auf die Bahre hob, worauf die Leute die ihn tragen sollten, von dem Arzte mit entsprechenden Anweisungen und Mahnungen zur Vorsicht versehen wurden. Es war ein stiller, trauriger Zug, der sich da langsam durch den herbftlichen Wald bewegte. Auch die Bedienten, welche das kurze Gespräch zwischen dem Doktor und seiner Umgebung nicht hatten verstehen können, wußten, daß es ein Sterbender sei, den sie mit sich führten. Das farblose Gesicht des Grafen verfiel ja ersichtlich von Minute zu Minute mehr, und immer deutlicher traten einige Züge und Linien darin hervor, wie nur die Hand des Todes sie in ein Menschenantlitz einzeichnet.

In einem niedrigen, dürftig möblirten Zimmer zu ebener Erde wurde der Besitzer von Gerdaun gebettet. Das Lager, auf welches man ihn gehoben hatte, war mit grobem, grellbunt karrirem Stoff überzogen, und das Kissen, in dem sein bleiches Haupt ruhte, war unbequem und hart. Aber der Doktor hatte Recht gehabt: Graf Hohenstein bedurfte ebenso wenig mehr der Bequemlichkeit als einer sorgsamten Verpflegung. Sein Puls ging in immer leiseren und unregelmäßigeren Schlägen und an seinen Fingern war jene zuckende Bewegung, die sich zumeist unmittelbar vor dem Ende einstellt.

Herr von Wertenthin traf die erforderlichen Anordnungen, um es dem Verwundeten wenigstens nicht an dem Allernothwendigsten fehlen lassen und besitzte dann den leichten Jagdwagen, in welchem er am schnellsten nach Schloß Gerdaun gelangen konnte.

Sicherlich hatte er noch selten in seinem Leben eine Fahrt mit so schwerem Herzen zurückgelegt als diese und sein behagliches, wohlgenährtes Gesicht hatte kaum je einen so bedrückten und rathlosen Ausdruck gehabt, als in dem Augenblick, da er auf der Rampe vor dem Herrenhause sein Gefährt verließ.

Mit einer Miene des Bedauerns kam ihm der Kammerdiener des Schloßherrn entgegen.

„Der Herr Graf ist bereits ausgefahren und hat keine Mittheilung über seine Rückkehr hinterlassen.“

„Ich weiß das und bitte Sie, mich bei der Frau Gräfin zu melden. Es handelt sich um eine wichtige Angelegenheit, und die Dringlichkeit derselben muß die unzeitige Störung entschuldigen. Ich werde jedenfalls hier warten, bis die Frau Gräfin geneigt ist, mich zu empfangen.“

Der Diener ging und kehrte nach einigen Minuten zurück, um Herrn von Wertenthin in eines der Empfangszimmer zu führen. Die Frau Gräfin sei noch bei der Toilette, meldete er, aber sie werde so bald als möglich erscheinen. Und in der That ließ Kasarella sich nicht lange erwarten. In einem weißen, mit Spitzen besetzten Schlafrock betrat sie das Zimmer, und sie mußte wohl sehr neugierig gewesen sein, die dringenden Mittheilungen des Gutsnachbarn zu empfangen, da sie ihr prächtiges Haar nur lose hatte aufstecken lassen und da ihr Anzug auch sonst die Hast verrieth, mit der er beendet worden war.

Lächelnd reichte sie dem Besucher die Hand, aber es erstarrte, als sie ihm aufmerkamer ins Gesicht sah.

„Sie haben mir etwas Unangenehmes mitzutheilen, Herr von Wertenthin,“ sagte sie. „Mein Gott, es ist Ihnen doch kein Unglück widerfahren?“

„Nicht mir, Frau Gräfin — oder doch — gewiß, es ist auch ein Unglück für mich. Ihr Herr Gemahl —“

„Wie? Mein Mann? Es betrifft meinen Mann? Ja, ist er denn nicht hier im Schlosse?“

„Nein! Er ist schon in der Frühe ausgefahren — und ein Unfall —“

Er stockte, als er den jäh veränderten Ausdruck in ihren Zügen sah. Während der ganzen Fahrt hatte er sein Gehirn zermartert, um eine recht schonende sanft vorbereitete Einleitung zu erfinden, und nun verrieth ihm ihr Erstickeden, daß er trotzdem überaus ungeschickt mit seiner Botschaft herausgekommen sein mußte.

„Belügen Sie mich nicht!“ rief sie, ihn mit weitgeöffneten Augen ansehend. „Sagen Sie mir gleich die ganze Wahrheit! Was ist mit meinem Manne geschehen?“

„Ich hoffe, Frau Gräfin, daß vorläufig noch kein Anlaß zu den schlimmsten Befürchtungen vorhanden ist und daß Ihr Herr Gemahl — ich bitte Sie dringend meine verehrte gnädige Frau, das Geschehene mit Muth und Fassung zu ertragen, es ist — es wird — der Arzt meint —“

Regungslos wie eine Statue stand sie ihm gegenüber. Sie hörte vielleicht kaum auf das, was er sagte; aber sie bemühte sich, in seinem Gesicht zu lesen und der arme Herr von Wertenthin hatte die unbehagliche Empfindung, daß ihre dunkeln Augen ihm bis auf den Grund seiner Seele dringen.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Der Rabe von Merseburg.

Historische Erzählung von Dr. Heinrich Ruhe.

(Schluß.)

„Gnädigster Fürst, Hochwürdigster Bischof, habt Ihr kein Wort des Erbarmens für mich?“ rief er jammernd und die Hände ringend. „Durchlauchtigster Herr, könnt Ihr das an Euerem treuen, greisen Kammerdiener geschehen lassen?“

Nicht ohne innere Bewegung wandte sich der Fürstbischof ab; es that ihm wirklich wehe, das — seinen alten, treuen Diener den Schergen übergeben mußte, welche denselben vielleicht aufs Blutgerüst führten, allein er war überzeugt, daß Joseph den Ring entwendet hatte, und es erbitterte ihn, daß Joseph seine Schuld so hartnäckig leugnete. Inzwischen legten die Bedienten dem alten Manne Fesseln an. Der Anblick der schweren Ketten, welche wahrscheinlich schon manches Mörders Hand geziert, wirkte geradezu lähmend auf ihn; willenlos streckte er den Hächern seine Hände entgegen, willenlos ließ er sich binden. Aber jedesmal, wenn bei der geringsten Bewegung die

Ketter
samm
einen
Lande
wirrt,
zahlre
hatter
Thrä
lichen
ein L
Fort
auf d
düster
flatter
Gefan
sich
Sonn
Gem
unsag
Schm
rückt
—
Borfi
Kamm
derun
vorge
fallen
Höhle
Füße
den
Gnad
Mittl
beim
Augen
richts
Entsch
jede
Antli
an:
tern.
sowie
zur
mer
ausge
allerg
geübt
dich
müth
barm
lauter
diener
Oberr
über
schreit
das
selbe
Schre
Schul
fallen
durch
aufhin
in j
mühe
Tode



ketten so eigenartig schauerlich klirrten, suchte er schmerzlich zusammen.

„Gehen wir!“ mahnte er mit tonloser Stimme, indem er einen langen und vorwurfsvollen Blick auf seinen bischöflichen Landesvater warf, welcher, vor diesem anlagenden Blicke verzerrt, die Augen zu Boden senken mußte.

Auf den Gängen und Treppen des Schlosses standen die zahlreichen fürstbischöflichen Beamten und Diener! nur wenige hatten Mitleid mit dem gebrochenen Greise, fast Niemand eine Ehräne des Erbarmens, nein, die meisten blickten dem Unglücklichen voll Schadenfreude und mit Verachtung nach, er war ja ein Dieb, sie wußten das, noch ehe das Urtheil gefällt war. Fort ging es aus dem Balaste über den weiten Schloßhof, dann auf dem Wall am Burggraben entlang bis zu dem altersgrauen, düsteren Thurm, den schreiend und krächzend die Raben umflatterten. Knarrend fiel die schwere Kerkerthür hinter dem armen Gefangenen ins Schloß. Scheu und ängstlich blickt Joseph um sich — kahle Wände grinsen ihn an, und spärlich dringt das Sonnenlicht durch das kleine Gitterfenster in das unwirthliche Gemach. Joseph ist allein, mütterseelenallein, allein mit seinem unsagbaren Wehe. Mit einem lauten, markdurchdringenden Schmerzensschrei bricht er zusammen; eine tiefe Ohnmacht entückt ihn barmherzig der qualvollen Wirklichkeit.

„Gerichtsbdiener, der Gefangene soll eintreten!“ befahl der Vorsitzende des fürstbischöflichen Gerichtes.

Nach kurzer Zeit führte der Kerkermeister den gefesselten Kammerdiener Joseph in den Saal. Welch furchtbare Veränderung war in wenigen Tagen mit dem unglücklichen Manne vorgegangen! Kahle Leichenblässe bedeckte die hohlen, eingefallenen Wangen, die matten Augen lagen tief in ihren Höhlen, der Rücken war merklich gebeugt und die Füße verlagten fast ihren Dienst; man vermochte den früheren Lieblingsdiener Seiner fürstbischöflichen Gnaden kaum wiederzuerkennen. Aufrichtiges und herzliches Mitleid ergriff die sonst so harten und unerbittlichen Richter beim Anblicke Josephs, welcher sie mit seinen thränenumflorten Augen so wehmüthig und vorwurfsvoll ansah. Allein im Gerichtssaale hat nicht das Mitleidgefühl, sondern die Gerechtigkeit die Entscheidung zu treffen. Deshalb suchte Adalbert Felsenheim jede Regung menschlichen Gefühls zurückzudrängen, legte sein Antlitz in tiefe, ernste Falten und herrschte den Gefangenen rauh an: „Joseph, du drittmal stehst du heute vor deinen Richtern. Willst du endlich ein reumüthiges Bekenntniß ablegen?“

„Ich kann nicht.“

„Und weshalb kannst du nicht?“

„Weil ich nichts zu bekennen habe.“

„Joseph, wie du selbst vor unserm allergnädigsten Herren, sowie auch in den beiden ersten Verhören eingestanden hast, war zur Zeit, da der Diebstahl geschah, außer dir Niemand im Zimmer des Fürsten. Folglich kannst du nur allein den Diebstahl ausgeführt haben.“

„Ich bin unschuldig, gestrenger Herr.“

„Beweise deine Unschuld!“

„Wie vermag ich solches?“

„Angeklagter, dank der Milde und Herzensgüte unseres allergnädigsten Herrn und Fürsten haben wir bislang Nachsicht geübt. Allein jetzt ist unsere Geduld zu Ende, und ich ermahne dich daher in aller Güte zum letztenmal, aufrichtig und reumüthig deine Schuld zu bekennen, damit der Landesherr Erbarmen und Gnade walten lassen kann.“

„Ich kann nicht bekennen, was ich nicht gethan habe,“ lautete die feste und zugleich entschiedene Antwort des Kammerdieners.

Nach kurzer, leiser Berathung mit seinen Beisitzern rief der Oberrichter mit kalter harter Stimme: „Gehen wir zur Folter über!“

Auf ein Zeichen des Vorsitzenden öffnete der Gerichtsschreiber eine kleine Thür und der rothgekleidete Henker trat ein, das Gesicht in eine Maske verhüllt. Ohne weiteres schritt derselbe auf Joseph zu, der starr vor Entsetzen und sprachlos vor Schrecken dastand und legte seine Hand auf des Gefangenen Schulter zum Zeichen, daß er unwiderruflich seiner Macht verfallen sei. Die Folterung begann — jene entsetzlichen Qualen, durch welche man ein Geständniß zu erzwingen suchte, um daraufhin das Todesurtheil zu fällen. Wie viele Unschuldige haben in jenen traurigen Zeiten ihr Leben auf dem Ullgerüst lassen müssen! Wahrhaftig, wenn man denn einmal unabwendbar dem Tode geweiht war, so war es doch sicherlich besser, eines schnellen

und schmerzlosen Todes zu sterben, als langsam unter unmenschlichen Qualen zu verbluten!

Dreimal hatte der rohe Henkerstnecht seine schauerlich blutige Kunst bei Joseph ausgeübt; da war die Kraft des unglücklichen, alten Mannes gebrochen.

„Laßt mich sterben, laßt mich sterben!“ schrie er mit herz-durchdringender Stimme, während er unter unnennbaren Schmerzen wie ein Wurm sich krümmte.

„Hast du den Ring gestohlen?“ antwortete der Richter.

„Ja, gestrenger Herr,“ flüsterte Joseph und brach bewußtlos zusammen.

Drei Tage später fuhr man den Kammerdiener Joseph auf dem Henkerstarren hinaus vor die Stadt, wo das Schaffot errichtet war. Ehe der Verurtheilte sein lebensmüdes Haupt auf den Nichtblock legte, betete er mit lauter Stimme:

„Mein Gott, du weißt es, daß ich unschuldig bin. Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“

Nach zwei Minuten war Alles vorbei. Still und tief ergriffenkehrten die Leute von der Nichtstätte nach Merseburg zurück; leise flüsterten sie sich zu: „Der Joseph war kein Dieb!“

Zu derselben Zeit trat ein schlichter Kapuziner-Mönch in das fürstliche Schloß und begehrte den Oberhirten der Diocese zu sprechen. Er wurde vorgelassen.

„Was bringt Ihr mir, Vater?“ fragte der Prälat unruhig. „Ist mein Kammerdiener eines reumüthigen Todes gestorben?“

„Ich habe Euch die letzten Grüße Josephs zu übermitteln, Fürstliche Gnaden,“ antwortete ernst der Mönch. „Ich bereitete ihn zum Tode vor und begleitete ihn auf seinem letzten Gange. Euer Kammerdiener ist unschuldig gestorben; angesichts des Todes liegt man nicht.“

„Aber weshalb hat er sich als Dieb bekannt?“

„Weil der alte Mann die furchtbaren Qualen der Tortur nicht zu ertragen vermochte und den schnellen schmerzlosen Tod durch das Nichtheil dem langjamen und qualvollen Hinschlachten auf der Folter vorzog.“

Seit dem Todestage des Kammerdieners Joseph hatte der Fürstbischof Thilo von Trotha keine ruhige glückliche Stunde mehr. Gegen alles Herkommen gab er zum allgemeinen Staunen den Befehl, den Leichnam des Gerichteten in geweihter Erde mit kirchlichen Ehren zu bestatten und in sämmtlichen Kirchen seines Sprengels für die Seelenruhe des Gestorbenen Todtenmessen zu lesen. Oftmals besuchte der Prälat in stiller Dämmerstunde das einsame Grab auf dem friebennurrauchten Kirchhofe, und noch öfter betete er in der Schloßkapelle, daß Gott ihm verzeihe, wenn er Unrecht begangen habe.

Im Herbste mußten am Dache des Schlosses verschiedene Reparaturen vorgenommen werden, damit der Winter mit seinen Stürmen nicht noch ärgeres Unheil anrichte. Eines Tages ließ sich der Schieferdecker beim Fürstbischof melden. Als der höchste Mann in das Studierzimmer seines Landesherren trat, zitterte er heftig an allen Gliedern und vermochte anfangs keine Silbe hervorzu bringen.

„Was wünschst du, mein Sohn?“ fragte der Fürst huldvoll.

„Ich habe am Schloßgiebel ein Rabennest entdeckt, Fürstliche Gnaden.“

„Und was kann mich das Rabennest interessiren, mein Sohn?“ sagte lächelnd der Prälat.

„Fürstliche Gnaden, im Rabenneste fand ich diesen Ring.“ Wie geistesabwesend starrte Bischof Trotha den Ring an; es war der nämliche Ring, welcher am Osterfeste spurlos verschwand. Ein Rabe hatte ihn in seinem Schnabel fortgetragen, und der Kammerdiener Joseph war als Dieb hingerichtet.

„O Joseph, Joseph, kannst du mir verzeihen?“ rief der Bischof in furchtbarer Seelenqual aus, verhillte sein Gesicht und meinte bitterlich.

Stille, feierlich stille, wie im Grabe, wurde es im fürstlichen Gemache. Lange, lange betete der Kirchenfürst, und als er endlich von den Knien sich erhob, schien er um zwanzig Jahre gealtert. Täglich wanderte er nunmehr zum Grabe Josephs, welches er mit einem prachtvollen Denkmal schmücken ließ. Der Gram zehrte unaufhaltsam an seinem Herzen und ehe ein Jahr verfloßen war, stieg Fürstbischof Thilo von Trotha hinab in die Todtengruft. In seinem Testamente verordnete er, daß im Schloßhofe stets ein Rabe gehalten werde und setzte für den Mann, welchem die Pflege und die Fütterung des Raben ob-

lagen, einen Gehalt von zehn Thalern aus, eine große Summe für die damalige Zeit. Das ist der historische Rabe von Merseburg.

Allerlei.

Eine Begegnung mit Tolstoi. Der Burgschauspieler Josef Lewinsky, der soeben ein Gastspiel in Moskau absolviert hat, berichtet einem Mitarbeiter des „Wiener Extrablattes“ über eine Begegnung, die er mit Leo Tolstoi hatte, wie folgt: „Ich befand mich im kaiserlichen Theater von Moskau, wo die Generalprobe zu des Grafen Drama „Macht der Finsternis“ stattfand. Mein Platz war in der ersten Bankreihe des Parkett, und ich verfolgte die Vorgänge auf der Bühne mit großer Aufmerksamkeit. Im Zwischenakte machte mich ein russischer Schauspieler auf Tolstoi aufmerksam, der eine Parterre-Loge occupirt hatte. Mein Wunsch, dem genialen Schriftsteller vorgestellt zu werden, ging rasch in Erfüllung. Nach einigen Minuten öffnete man mir die Logenthür, in deren Rahmen der Graf sichtbar wurde. Tolstoi stand vor mir in der Tracht der russischen Bauern, in einem schwarzblauen faltigen Hemde, das durch einen Gurt zusammengehalten war, die weiten Humpfhosen staken in hohen Stiefeln. Langes, graues Haar fällt schlicht geschüttelt auf die breiten Schultern nieder, das Gesicht, aus dem eine starke grobgeformte Nase hervorspringt, wird von einem langen schneeweißen Barte umflattert, welcher der Erscheinung ein patriarchalisches Aussehen verleiht. Die funkelnden Augen liegen tief in den Höhlen. In dem Wesen Tolstoi's verbindet sich äußere Einfachheit mit der vornehmsten, hochgefeigerten Eigenart des russischen Aristokraten, in Geberde und Ausdruck erkennt man sofort die höchste Bildung. Ich meine nicht die gewöhnliche Salonbildung, sondern die subtilste Durchbildung des inneren Menschen. Tolstoi's Ausdrucksweise ist eine tiefdurchdachte und sehr klare, er vermeidet die beliebten Pointen und verbreitet sich eingehend über das angelegene Thema. Der Graf spricht das Deutsche vorzüglich, er ist aller Feinheiten unserer Sprache mächtig. Fehlt ihm in der Eile der Rede ein deutsches Wort, dann schiebt er rasch ein französisches ein. „Macht der Finsternis“ war Tolstoi's erstes Drama. Die Behörde hatte es verboten und erst nach langen Kämpfen freigegeben. Wir sprachen über das Drama im Allgemeinen und über das Verhältnis des Dichters zum Publikum. Der Graf meinte, daß ein weit persönlicheres Verhältnis als bisher zwischen Dichter und Publikum eintreten sollte. Der Dichter, der wirkliche Dichter soll das Publikum förmlich anreden, er soll nicht zu stark hinter dem Stoffe zurücktreten, er soll das Publikum zu seinem Denken zwingen. In welcher Form, in welcher künstlerischen Form dies geschehen soll, darüber ist Tolstoi noch nicht ganz im Reinen, er setzte hinzu: „Begreiflicher Weise reifen derartige Ideen bei mir langsamer, weil ich kein Dramatiker bin, sondern mehr ethischen Aufgaben lebe.“ Ueber Aßen sagte Tolstoi, das er die künstlerischen Ziele des nordischen Dramatikers nicht verstehe. „Aßen ist zweifellos eine Persönlichkeit von hohem sittlichen Charakter und Ernst, allein seine Stoffe und seine Technik bleiben mir fremdartig ich vermag nicht, sie zu begreifen.“ Der Graf widmete den deutschen Majestät enthusiastische Worte und streifte dann einige soziale Fragen. Lewinsky schließt seine Schilderung von dem Wesen Tolstoi's mit folgenden Worten: „Tolstoi wird in Rußland wie ein Helliger verehrt, man erfährt ihn nicht überall, aber er gilt als unantastbare Persönlichkeit, der Niemand den Zoll der Verehrung verweigert. Wenn man ihn reden hört, wird man inne, daß hier eine Individualität sich kundgibt, die tiefer gräbt, die auf das Innerste der Menschen und Menschheit losgeht, es ist ein Dichter, ein Philosoph, eine übergewaltige Erscheinung, deren Spuren nie vergehen können.“

Die Zunahme der römischen Kirche in England nach amtlichen Quellen. Nach dem amtlichen „Catholic Directory“ für 1896 zählen England und Wales 1500000 Katholiken, Schottland 365000, Irland (nach der Zählung von 1891) 3550000. Ein Leitartikel der „Catholic Times“ vom 27. Dezember 1895 behandelt eingehend „Gewinn und Verlust der katholischen Kirche“, weiß viel zu sagen von den günstigen Wirkungen der päpstlichen Encklikas, von dem sozialen Aufschwung des Katholizismus in England, ist doch der neue poeta laureatus, der Hochföhrer Tennions, ein Mr. Alfred Austin, Katholik. Dasselbe Blatt redet auch von „ziemlich vielen Uebertritten“, welche stattfanden, bekennt aber doch, daß die römische Kirche „nach Versicherung der Sachkundigen in England mindestens ebensoviele Seelen verliere, als sie gewinnt.“ Schuld an diesen Verlusten sind ebenfalls laut der „Catholic Times“ die Trunksucht, die gemischten Ehen und das Weggehen katholischer vermahnter Kinder, die eben größtentheils der römischen Kirche angehören, in protestantischen Rettungsanstalten.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Heinrich Ruhe. Notationsdruck und Verlag von Otto Lohle Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Im Verlage der Bahl'schen Buchhandlung (A. Haase), Bittau i. S., erschien soeben: **Ein Wort an Jedermann.** „Allgemeine, zeitgemäße Betrachtungen aus dem sozialen, sozialpolitischen, staatswirtschaftlichen und religiösen Leben mit seinen Mängeln und Schäden.“ Von S. George. Diese populäre Schrift ist eine objektive Kritik unserer heutigen wenig guten Verhältnisse und eine Besprechung der sozialen Frage hinsichtlich deren Ursache resp. Besserung. Sie enthält neben der Einleitung Besprechungen und Betrachtungen über allgemeine Sozialpolitik, Sozialdemokratie, Anarchismus (Umschulungsvorlage), Parteienwesen, Parlamente (Wahlen, Diäten), Presse, Witzblätter, Litteratur, Kunst, Theater und dessen Litteratur, Haus, Schule, Religion und Kirche. Judenfrage und Antisemitismus, Staatswesen (Militär- und Steuerwesen resp. Reform, Pölle), Lotteriewesen, Börse, Rechtswesen (Strafprozeß und Rechtsprechung, Untersuchungsverfahren, Gefängnisarbeit und Strafen, Eid, Todesstrafe), allgemeine Gesetzgebung (Wahrgesetz), sowie allgemeine Betrachtungen und eine Schlussbetrachtung. Die Tendenz dieser Schrift richtet sich gegen die heutigen Verhältnisse selbst und deren Auffassung behufs Besserung; verurtheilt das Parteienwesen und die Klassen- und Klassenherrschaft, unterscheidet zwischen Religion und Kirche und wendet sich gegen die Orthodogie, sowie ferner gegen unser heutiges Staatswirtschaftssystem. Diese Schrift unterscheidet sich von den vielen heutigen Broschüren durch eine ruhige Sprache und steht in angenehmem Gegensatz zu den sogenannten „milden Tendenz-Broschüren“. Durch diese ihre Eigenart, sowohl als wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes aus dem Leben und der objektiven und instruktiven Behandlung desselben ist diese Schrift, zumal es ein Erforderniß der Zeit ist, vermittelnde Vorschläge aus dem Volke zu hören, allen Volksständen auf das Angelegentlichste zu empfehlen.

— **Die Röntgenschen X-Strahlen.** Gemeinverständlich dargestellt von Dr. G. Wunschmann. Berlin. J. Schneider u. Co. 60 Pf. Die Broschüre giebt nach Wiedergabe der einleitenden Versuche von Herz, Lenard etc., welche schließlich zur Röntgenschen Entdeckung der X-Strahlen führten, eine genaue Angabe der Art, wie man zu photographiren hat, um die bekannten Bilder zu erhalten und schließt mit einer Angabe der bis heute gemachten Erfahrungen und praktischen Ergebnisse. Die Broschüre, sehr klar geschrieben, ist mit 11 Abbildungen im Text, die wesentlich zum Verständnis desselben beitragen, und zwei Lichtbildern geschmückt, von denen besonders das zweite, ein Schlüssel und ein Geldstück in einem geschlossenen Portemonnaie, dadurch interessant ist, daß die Aufnahme desselben unter Benützung eines kleinen Funkengebers von nur 5 cm Länge und durch eine Hittorff-Röhre von nur mäßiger Luftverdünnung geschah. Das Bild selbst ist von tadelloser Schärfe, und selbst die Bohrung des eisernen Schlüssels ist deutlich erkennbar. Durch diese Aufnahme ist erwiesen, daß es möglich ist, in den physikalischen Kabinetten der höheren Lehranstalten mit Leichtigkeit Röntgensche Bilder zu erzeugen. — Die Schrift sei allen denen angelegentlichst empfohlen, die sich für die neue Entdeckung interessieren.

Wie reist man billig und bequem? oder die Lösung der Personentariffrage, nach Vorträgen des Rechtsanwalts A. Jacob in Forzheim von L. S. Bittau, Verlag der Bahl'schen Buchhandlung (A. Haase), Preis 75 Pf. In dieser Broschüre liegen die verschiedenen Vorträge des Rechtsanwalts Jacob in Forzheim vor, welche sich die Aufgabe stellen, das Publikum nicht nur von der Nothwendigkeit, sondern auch von der Möglichkeit einer Personentarif-Reform zu überzeugen. Der Verfasser dieser Vorträge hat in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des süddeutschen Eisenbahn-Reformvereins sich eingehend mit der einschlägigen Litteratur bekannt gemacht; vor allem aber sind ihm seine Erfahrungen beim praktischen Eisenbahnverkehr leitend gewesen für seine Reformvorschläge. Er hat den Kern der Mängel in unserem Eisenbahn-Personenverkehr getroffen, und mit der Erkenntniß der Ursache der Mängel hat er gleichzeitig das Mittel zur Abhilfe derselben gefunden. Möchte diese kleine Schrift möglichst viele Leser finden und überzeugen; hat die öffentliche Meinung sich erst einmal des Gedankens einer im Jacob'schen Sinne möglichen Reform des Personentarfs bemächtigt, so dürfen wir der Verwirklichung der Reform entgegensehen.

— Das soeben zur Ausgabe gelangte 10. Heft der „**Deutschen Romanbibliothek**“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) beendet den ergreifenden Roman „Einjam und arm“ von Bertha von Suttner. Die berühmte Dichterin rückt in diesem eigen thümlichen Werke, das nach Anlage und Durchführung in der deutschen Litteratur nicht seines Gleichen hat, ein ungewöhnlich packendes Lebensbild vor die Augen des Lesers. Ferner enthält das Heft die Fortsetzung des humoristischen Romans „Eine goldene Feder“, in welchem Walthar Krone eine ergötliche Episode aus den Glanztagen Napoleons I. erzählt, endlich einen neuen Beitrag Bruno Sportas zur schneidigen Charakteristik der südafrikanischen Republiken; der zugleich in die Wiedergewinnung des Elbaf für Frankreich hinüberpiegelt.